Marion Bayerl

DIE FAMILIE ALS GESELLSCHAFTLICHES LEITBILD
Ein Beitrag zur Familienethik aus theologisch-ethischer Sicht

Echter Verlag GmbH, Würzburg 2007, 242 + XLI Seiten

Reihe Erfurter Theologische Studien Band 92

Hg. Georg Hentschel und Josef Römelt

Nach einem Jahrhundert des möglichst unabhängigen Individuums als gesellschaftliches Leitbild werden viele Leser das vorliegende mutige Plädoyer für die Familie mit großer Erleichterung registrieren.

Die an den Universitäten Eichstätt und Erfurt ausgebildete und am deutschen "Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft" auch projekt- und praxiserfahrene Theologin hat die vor allem politisch zunehmend prominenteren Fragen nach den Perspektiven und dementsprechender Gestaltung der Familienstrukturen und -entwicklung nicht nur sachkundig, sondern auch äußerst beherzt angefasst.

Sie konnte sich in einem ersten Hauptteil über "das kirchliche Familienleitbild anhand der Dokumente des II. Vatikanums" (3-20) auf weithin klare Positionen des letzten Konzils (Johannes XXIII und Paul VI) und ihm folgende Apostolische Schreiben (insbesondere Familiaris Consortio von Johannes Paul II) stützen.

Diese kirchlichen Leitlinien sollen nur wieder einmal ins Gedächtnis rufen: 1. eine stabile eheliche Partnerschaft in Einheit, Unauflöslichkeit und Gleichrangigkeit der Geschlechter; 2. die Wertschätzung von Kindern; 3. Offenheit über die Grenzen der Familie hinaus; 4. gegenseitige Verantwortung von Familie, Gesellschaft und Kirche." (18)

Der zweite Hauptteil zeigt ausführlich "die Situation von Familien in der Bundesrepublik Deutschland" (21-106). Die Autorin findet in dem entsprechenden "Zwischenfazit" (103 ff.) die zahlreichen Statistiken und Befragungsergebnisse zusammenfassend: "dass zwar die Verbreitung alternativer Familienformen auf ... eine Brüchigkeit der Familien hindeuten. ... Allerdings lassen sich diese Daten kaum in Richtung eines Bedeutungsverlustes von Partnerschaft und Kindern interpretieren. .... So lebt etwa immer noch die Mehrzahl der Kinder mit ihren leiblichen, verheirateten Eltern zusammen. Von den Allein-Lebenden besteht ein hoher Prozentsatz aus verwitweten Personen, so dass auch diese nicht von einer Familienverneinung zeugen." (103)

In der deutschsprachigen sozialetischen Literatur eine Rarität und daher besonders verdienstvoll wird der Leser den 3. Hauptteil: "Familie und Sozialkapital" (107- 182) finden.

Nimmt man nicht den Begriff - er wurde angeblich erstmals 1916 in den USA verwendet -, sondern den Inhalt zum Ausgangspunkt, "so finden sich Ansätze bereits bei klassischen Denkern wie etwa Aristoteles und Thomas von Aquin, die die Bedeutung von Vertrauen, Sorge füreinander, die Bereitschaft, gemeinschaftliche Regeln einzuhalten und dergleichen, für ein gutes Zusammenleben anerkannten" (109).

Auch Alexis de TOCQUEVILLE würdigte schon vor fast 200 Jahren "Aspekte des Begriffs 'Sozialkapitel' für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Entwicklung eines Landes". Anlass für diese Äußerungen war seine Reise durch die Vereinigten Staaten, bei der er besonders von der Bereitschaft der Amerikaner zu bürgerlichen Vereinigungen beeindruckt war. Er beschrieb dies als 'sozialen Kitt', der aus Vereinsaktivitäten, verwandtschaftlichen Verpflichtungen, nachbarschaftlicher Hilfe und Verantwortung für das Gemeinwesen bestand.

Mehrere Sozialwissenschaftler schreiben Glenn C. LOURY (1977) die erstmalige Verwendung des Begriffs 'Sozialkapital' zu, der damit "die Menge der Ressourcen, die in Familienbeziehungen und in sozialer Organisation der Gemeinschaft enthalten sind und die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen fördern" (107). Pierre BOURDIEU (1983) definiert: 'Das Sozialkapital ist die

Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen.' ... Diese Ressource ist für ihn eine eigenständige Kapitalsorte – neben ökonomischem Kapital (Geld und alles, was unmittelbar in Geld konvertierbar ist) und kulturellem Kapital (Zeugnisse, kognitive Kompetenzen, aber auch Bücher und ähnliches) -, die durch ständige Beziehungsarbeit gebildet und erhalten wird. Allen drei Kapitalarten ist gemeinsam, dass sie die soziale Position des einzelnen erhalten oder verbessern helfen." (112)

"Nach Bourdieu entwickelte James Coleman ... eine sehr weite Definition, wenn er formuliert: ‚Soziales Kapital wird über seine Funktion definiert. Es ist ... aus einer Vielfalt verschiedener Gebilde zusammengesetzt, die zwei Merkmale gemeinsam haben. Sie alle bestehen nämlich aus irgendeinem Aspekt einer Sozialstruktur, und sie begünstigen bestimmte Handlungen von Individuen, die sich innerhalb der Struktur befinden. Wie andere Kapitalformen ist soziales Kapital produktiv, denn es ermöglicht die Verwirklichung bestimmter Ziele, die ohne es nicht zu verwirklichen wären. Wie auch physisches Kapital und Humankapital ist soziales Kapital nicht völlig fungibel, sondern nur fungibel im Hinblick auf bestimmte Tätigkeiten." (113)

Robert PUTNAM, dem Hauptvertreter eines empirischen Ansatzes zur Sozialkapitaltheorie geht es darum, "eine Lösung für Probleme des gemeinschaftlichen Handelns zu finden. Dieses kollektive Tun soll durch die drei Komponenten – Vertrauen, Normen (vor allem die Normen der Reziprozität) und Netzwerke (wie freiwillige Vereinigungen) – erleichtert werden. Ein Hauptunterscheidungsmerkmal von Sozialkapital einerseits und Sach-, Finanz- bzw. Humankapital andererseits sieht er darin, dass ersteres vorrangig ein kollektives Gut ist, während die anderen meistens ausschließlich private Güter sind." (115)

"Zwei Studien Putnams haben zur Verbreitung des Sozialkapitalbegriffes besonders beigetragen: ... 'Making Democracy Work' (die italienischen Provinzregionen im Norden und im Süden vergleichend) und 'Bowling alone'. Hierin stellte er fest, dass sich das soziale Kapital der USA, das Alexis de Tocqueville so fasziniert hatte, beträchtlich reduziert habe. So seien die Vereinsmitgliedschaften und das gesellige Beisammensein mit Bekannten ebenso zurückgegangen, wie das soziale Vertrauen." (117)

"Francis Fukuyama ... vertritt einen kulturhistorischen Ansatz. So heißt es bei ihm: ‚Sozialkapital kann ganz einfach definiert werden als ein Bestand informeller Werte und Normen, die alle Mitglieder einer Gruppe teilen und die Kooperation zwischen den Mitgliedern der Gruppe ermöglichen. Dabei spielt Vertrauen und die gemeinsamen ethischen Werte, auf denen es basiert, für ihn die entscheidende Rolle, da Gemeinschaften von dem Vorhandensein von gegenseitigem Vertrauen abhängen und ohne nicht entstehen oder agieren können. Hierarchien seien gerade deshalb erforderlich, weil man sich nicht darauf verlassen könne, dass sich alle Mitglieder einer Gemeinschaft an die geltenden ethischen Normen hielten. Vertrauen sei aber nicht einfach machbar. Es entstehe aus vertrauenswürdigem Verhalten und dieses sei von den jeweiligen Gewohnheiten, Sitten und Normen einer Gesellschaft, also ihrer Kultur bestimmt. Deshalb sei etwa die Fähigkeit von Unternehmen, Hierarchien abzubauen und flexible Netzwerke zu bilden, von der Ausstattung einer Gesellschaft mit Vertrauen und sozialem Kapital abhängig. Vertrauen wirke damit wie ein 'Schmiermittel', dass das Wirken jeder Gruppe, Organisation oder Gesellschaft effizienter mache." (117) "Soziales Kapital unterscheidet sich von anderen Formen des Humankapitals insofern, als es üblicherweise durch kulturelle Erscheinungen wie Religion, Traditionen und überkommenen Gewohnheiten erzeugt und vermittelt wird. Doch zeigt er auch ganz klare Abgrenzungen, wenn er etwa ausführt, dass Sozialkapital im Gegensatz zu Humankapital nicht durch rationale Investitionsentscheidungen (etwa die Entscheidung zu einer Ausbildung) erworben werden kann. Der Erwerb von Sozialkapital setze vielmehr die Übernahme von Normen und Tugenden, wie Loyalität, Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit durch die Gruppe als Einheit voraus, so dass Vertrauen entstehen kann. Deshalb sei dieses auch schwerer zu erzeugen als Humankapital." (118)

Aus den in stets wohl gebotener, aber nicht gerade häufig so genau beobachteter intellektueller Redlichkeit vorgeführten wissenschaftlichen Quellen leitet die Autorin im Hinblick auf ihr engeres familien-ethisches Thema die folgende Definition her: "Sozialkapital bezeichnet demnach die

Gesamtheit sozialer Verhaltensmuster sowie formeller und informeller Netzwerke einer Gesellschaft, die dazu beitragen, soziale Interaktionsprobleme zu lösen und den Nutzen sozialer Kooperation dauerhaft zu stabilisieren. Formelle Netzwerke, gemeinsame Werte und Normen informeller Sozialbeziehungen sind dabei wechselseitig aufeinander angewiesen." (119)

Die Wirkungsweise von Sozialkapital für die Lebenssituation der Familie wird vielfach so verdeutlicht, dass "Vertrauen als das Schmiermittel oder Gleitmittel der Gesellschaft" (153) bezeichnet wird. "In funktionsfähigen Familien findet ein innerfamiliärer Risikoausgleich statt, so dass die einzelnen Mitglieder sich gegenseitig Hilfe und Unterstützung gewähren, ohne auf eine unmittelbare Gegenleistung zu bestehen. So werden etwa Alte, Kranke und Pflegebedürftige versorgt, Einkommen geteilt und häufig auch Ressourcen zur Gründung von Existenzen zu Verfügung gestellt. Großeltern kommt dabei häufig eine wichtige Bedeutung beim Schutz dieses Sozialkapitals in der Familie zu. Sie helfen oft finanziell und kümmern sich um ihre Enkelkinder. Dieser enge Zusammenhalt zwischen den Generationen ist nach wie vor sehr stark, obwohl das Zusammenleben in einem Haushalt heute eher die Ausnahme darstellt." (153)

Das interne Sozialkapital sollte bei familienpolitischen Maßnahmen unbedingt erhalten und ausgebaut und keinesfalls zerstört werden. Investition in Sozialkapital meint – "Strukturen zu schaffen, in denen sich vertrauensvolle Beziehungen (auch etwa in der Nachbarschaft) entwickeln können, Werte erhalten und gestärkt werden" (157).

An dieser Stelle wird übrigens eine - offenbar vorbildliche – österreichische Veröffentlichung 'Leitfaden für gelebte Nachbarschaft' erwähnt, "um die Menschen anzuregen, wieder in eine vertrauensvolle Umwelt zu investieren. Dort werden u.a. Vorteile einer guten Nachbarschaft erläutert und Anregungen gegeben, wie man Gemeinschaftsbewußtsein in der unmittelbaren Lebensumwelt initiieren kann – beispielsweise durch die Organisation von Feiern, Kulturveranstaltungen und Diskussionsrunden" (157).

Im entsprechenden "Zwischenfazit" wird deutlich, "inwieweit dem festgestellten Verhältnis zwischen Familie und Gesellschaft bereits Rechnung getragen wird, bzw. Rechnung getragen werden könnte. ... Genau wie der Mangel an Finanz- und Humankapital, bewirkt fehlendes Sozialkapital eine Benachteiligung und Ausgrenzung der betroffenen Menschen."

"Man kann Familie als wichtigen positiven Einflußfaktor auf das Sozialkapital einer Gesellschaft bezeichnen"; - vorausgesetzt, dass kein 'amoralischer Familismus' vorliegt, "sondern eine 'moderne Familie', in der die Familienmitglieder eine stabile, gleichberechtigte und solidarische Gemeinschaft bilden, in der sie sowohl gemeinsam als auch einzeln gesellschaftlich integriert sind" (180).

Im Vorausblick auf die Familienförderung "darf das soziale Kapital nicht als 'Alibi' für fehlende staatliche Hilfen dienen, da ... die besten Resultate dann erzielt werden, wenn das Sozialkapital der Familien mit einer geeigneten staatlichen Unterstützung zusammentrifft" (182).

Im 4. Hauptteil geht es um "Ansätze eines familienfreundlichen Gesellschaftsentwurfes" (183–135).

In einem professionell durchdachten ersten Schritt wurden vier operative Ziele aufgestellt: 1. Wahlfreiheit der Eltern bei der Organisation der Kinderbetreuung – partnerschaftliche Aufteilung der Familienarbeit und externe Hilfe. 2. Finanzielle Gerechtigkeit – Ermöglichung einer Umsetzung der generativen Entscheidung. 3. Integration der Männer in die Familien- und Erziehungsarbeit. 4. Schaffung einer familien-freundlichen Berufswelt.

Diese Ziele werden - wahrscheinlich in der Mehrzahl der westlichen Industrieländer - wenig kontroversiell diskutiert; eher wohl die Wege zu deren Erreichung.

Auch die Autorin hat nicht für jede Frage fertige Patentrezepte mit Erfolgsgarantien; aber immerhin zahlreiche Beispiele aus den verschiedensten Ländern (Frankreich, Skandinavien, Österreich u.a.m.) und Überlegungen, die bemerkenswert sind, aber selbstverständlich nicht für jedes Land und jede konkrete Situation angepasst sein können, sondern angemessenen Spielraum für fantasievolle gedankliche Weiterentwicklung und Umsetzung in die familien- und gesellschaftspolitische Praxis offenläßt.

So ist der fünfte Teil, eine kurze "Schlußreflexion" (237–242) betont sachlich, die Defizite kurz wiederholend ohne in Pessimismus zu verfallen und die Perspektiven aufzeigend mit einem ausgeprägten Sensorium für das Erreichbare, in die Zukunft zu blicken.

E. Fröhlich